



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Otto Eduard: Von der Spree zur Oder : (Wanderungen in der
Niederlausitz 3) : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Von der Spree zur Oder

(Wanderungen in der Niederlausitz 3)

Von Otto Eduard Schmidt

(Fortsetzung)



ir erreichten Kottbus bei Nacht und waren erstaunt über die Fülle des Lichts, die uns schon lange vor der Einfahrt des Zuges vom Bahnhofe her entgegenleuchtete. In der Tat machen die Bahnhofsanlagen, das Verkehrsleben und das Gasthofsleben in Kottbus gleich bei der Ankunft auf den Fremden einen großstädtischen Eindruck. Das alte Bild der gemütlichen Lausitzer Kleinstadt, das uns vor-schwebte, wenn wir als Kinder sagten: „Der Kottbusser Postkutscher pußt den Kottbusser Postkutschkasten,“ stimmt nicht mehr, wenn man die breite, asphaltierte, mit den elegantesten öffentlichen und Privatgebäuden eingefasste Bahnhofstraße hineingeht und eben solche Straßen rechts und links davon ein Westviertel bilden sieht, dessen sich weder Leipzig noch Dresden zu schämen hätten. Kottbus ist jetzt mit Einschluß der einverleibten Vororte eine Stadt von gegen 50 000 Einwohnern und an Größe und Bedeutung für Verkehr, Handel und Industrie ohne Zweifel die erste Stadt der ganzen Niederlausitz. Ihre Anfänge verlieren sich in das Dunkel der Sage. Eine Furt über die Spree und die hochwasserfreie Lage des Schloßberges mögen die erste Ansiedlung veranlaßt haben. Schon vor der deutschen Herrschaft muß hier ein slawischer Handelsplatz bestanden haben, dann ein deutscher Burgwart, der freilich auf lange Zeit wieder den Polen anheimfiel, und seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts eine kleine deutsche Stadt. Sie stand erst unter einem Ministerialen der Wettiner, dann aber war „hus und stat“ ein markgräfliches Lehen der Herren von Kottbus, die sich bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in diesem Besitze behaupteten.

Schon 1357 gab Ludwig der Römer von Brandenburg den Herren von Kottbus ein Straßenprivilegium, das Kaiser Karl der Vierte 1371 in Baugen bestätigte und dahin erweiterte, „daß die gemeine Kaufmannstraße durch Kottbus gehn soll, wo der von alters her übliche Zoll zu entrichten sei; von da sollen die Kaufleute nicht nach Fehrow, sondern nach Peitz fahren.“ Im Jahre 1462 kam Kottbus im Gubener Frieden an die brandenburgischen Hohenzollern; seitdem gebieten deren Amtsleute auf dem Schlosse. Sie kommen wegen der Privilegien der hohen Straße oft in Streit mit den Amtsleuten der Wettiner. So bezeugt der Kottbusser Landeshauptmann Christoph von Zabeltitz im Jahre 1509, daß die Breslauer Fuhrleute bisher immer ungehindert nach Kottbus und weiter nach Leipzig gefahren seien, neuerdings aber würden sie dort bestraft, weil sie nicht über Großenhain gefahren wären, ebenso verlange Georg von Schlieben auf Hadeburg, daß die böhmischen Güter über Pirna, Stolpen, Bischofswerda, Ortrand, Lübben, Beeskow, also ohne Kottbus zu berühren, nach Berlin und in die Seestädte gebracht würden. Trotz solcher Konkurrenz der ältern „hohen Straße“ zog auch die „niedere“ und mit ihr Kottbus einen bedeutenden Handel an sich.

Auch ein reges geistiges Leben muß schon vor Beginn der Reformation in Kottbus geherrscht haben. Die Pfarrer von Kottbus erscheinen an der Wende vom fünfzehnten zum sechzehnten Jahrhundert als Räte der brandenburgischen Kurfürsten, so vor allem Hieronymus Scultetus, „der würdige und hochgelahrte Er (Herr), Probst, Vicentiat und Pfarrer zu Cottbus,“ der nicht nur Streitigkeiten zwischen

Adel und Fürsten schlichtet und Einigungen für die Säuberung der Straßen von Wegelegerevren zustande bringt, sondern auch vollkommen trunke war, sodaß er, wenn die andern längst unter die Bank gesunken waren, noch aufrecht stand und den Fürsten seine Meinung sagen konnte. Kurfürst Joachim der Erste, dessen Gebatter er war, verschaffte ihm 1507 das Bistum Brandenburg und danach auch das von Havelberg. In diesem Amte war Scultetus dem Wittenberger Dr. Luther ein schonender, gütiger Vorgesetzter, der ihm zwar den Rat gab: „Steht stille und laßt Euch nicht zu weit ein,“ aber doch jeder Gewalttat gegen den kühnen Augustiner widerstrebte. Willibald Alexis hat ihm in seinem Roman „Der Wärmwolf“ ein Denkmal gesetzt. In Kottbus wurde die Reformation eingeführt durch Johann Briesmann, einen Minoriten des Kottbuser Franziskanerklosters, der als eifriger Gegner Luthers zu der Leipziger Disputation zog, danach aber noch einmal in Wittenberg studierte und 1522 als begeisterter Anhänger Luthers nach Kottbus zurückkehrte. Zwar mußte er hier dem Zorne Joachims des Ersten weichen, aber Luther schickte ihn als Reformator zum Herzog Albrecht von Preußen, und dieser erhob ihn in Königsberg erst zum Propst der Kneiphöfischen Kirche, dann zum evangelischen Bischof von Samland.

In der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs bot der Kottbuser Kreis, gerade wie die sächsisch gewordenen Teile der Niederlausitz, vielen böhmischen Exulanten ein Asyl. Interessante Zeugnisse sind davon übrig. Die Kirche des westlich von Kottbus am Rande des Spreewalds gelegenen Dorfes Werben besitzt den herrlichen Abendmahlskelch und die Patene des Grafen Joachim Andreas Schlick, eines der bekanntesten Opfer des Prager Bluttags (21. Juni 1621). Ein „deutscher Theologus“ Magister Werben (so genannt nach seinem Heimatsorte) hat diese Kleinodien dahin gebracht, die ihm vom Grafen Schlick, den er vor der Hinrichtung mit dem heiligen Abendmahl versehen und dann zum Schafott geleitet hatte, übergeben worden waren. Der entsprechende Kelch des Freiherrn Budowes von Budowa, der trotz seiner fünfundsiebzig Jahre das Blutgerüst besteigen mußte, findet sich in der ehemals kursächsischen Niederlausitzer Stadt Finsterwalde; nach einer Angabe des Kirchenbuchs hat ihn Joachim von Maltitz von einem Herrn von Sadowsky zu Sadowa gekauft und nach Finsterwalde gestiftet.

Die wirtschaftliche Blüte von Kottbus begründete Friedrich der Große, der 1752 sechs Wollspinnhäuser erbauen ließ, wo auch auswärtige (preussische) Untertanen in der Verarbeitung der Wolle unterrichtet wurden. Das ist der Anfang der jetzt zu hoher Blüte entwickelten Kottbuser Webschule. Durch diese und andre Maßregeln steigerte er die alte heimische Tuchfabrikation von 3000 Stück jährlich auf 6000, die insgesamt 100 000 Taler wert waren. Jetzt beträgt der Wert der jährlichen Tuchfabrikation in Kottbus 25 Millionen Mark. Der Wert der von Kottbus im Jahre 1797 verfrachteten Waren, unter denen 151 Stück Zitronen ausdrücklich genannt werden, betrug gegen 900 000 Taler; auch heute noch ist das Kottbuser Expeditionsgeschäft bedeutend; im Mai findet ein Wachs-, im September ein berühmter Karpfenmarkt statt, und der Umsatz der Reichsbankstelle betrug schon 1894 die Summe von 274 Millionen Mark. Trotz dieses gewaltigen Aufschwungs und der damit verbundenen Bauveränderungen hat sich Kottbus den alten, wohlummauerten, hufeisenförmigen, mit Toren und Türmen bewehrten Kern der Stadt fast unverfehrt erhalten; es liegt nämlich so günstig inmitten einer weiten Ebene, daß es seine Peripherie immer zwanglos nach allen Seiten hinauschieben konnte, ohne die ältern Stadteile zu zerstören. So ragt denn noch heute auf dem höchsten Punkte des Stadtbodens der ehrwürdige Bergfried des alten Schlosses, wenn auch mit erneuerter Bekrönung, aussichtsreich in die Luft, während die übrigen Teile der Feste dem Landgericht Platz gemacht haben. Noch verkünden die altertümlichen Backsteinbauten der Oberkirche und der noch originellern langgestreckten Klosterkirche, daß wir uns hier an der Schwelle Niederdeutschlands befinden; und wenn sich am Sonntag an dem schlanken, roten Glockenturm dieser Kirche, der noch die alte, graubekaltete Spitzhaube mit der Wetterfahne trägt, die buntgekleideten Wen-

dinnen versammeln, so sehen wir, daß die slawische Sprachinsel des Rottbuscher Kreises doch noch nicht ganz verschwunden ist.

Der Lieblingspaziergang der Rottbuscher führt durch die schönen Anlagen der Spreeaue südwärts in den Park des Gräflich Bücklerschen Gutes Branitz. Dieser Park ist eins der interessantesten Vermächtnisse des 1871 hier verstorbenen Fürsten Heinrich von Bückler-Muskau und zeigt, trotz einiger Spuren des Verfalls, noch heute seine eigentümliche Geistesrichtung. Fürst Bückler-Muskau (geb. 1785), der Sproß eines alten schlesischen Geschlechts, ist bekanntlich der Meister einer besonders an englische Muster sich anschließenden Gartenkunst gewesen, der in Deutschland den sogenannten natürlichen Stil eingebürgert hat, d. h. einen Geschmack, der die verschnittenen Hecken, die Wasserkünste und die Marmorleiber der französischen Gartenkunst ebenso vermeidet wie die Grotten, Felsen und Freundschaftshütten der phantastisch-englisch-chinesischen Richtung, dafür aber die von der Natur selbst gebotenen Vortheile des Wassers und des Geländes auszunutzen bemüht ist, oder wo solche fehlen, mit aller Kunst doch nichts andres schaffen will, als ein idealisiertes Stück Natur. Die berühmten Parkanlagen von Babelsberg, Ettersburg bei Weimar, Wilhelmstal bei Eisenach u. a. sind unter seinem Einflusse entstanden. Seine ersten Schöpfungen waren die Gärten und Anlagen auf seinem väterlichen Gute Muskau; als er aber diese Herrschaft 1845 verkauft hatte, wandte er allen Geschmack und Fleiß auf die Verschönerung von Branitz, wo er seinen Wohnsitz aufschlug. Die Natur hatte ihm hier so wenig wie möglich geliefert, nämlich nur eine flache, mit Triebland erfüllte Ebene. Aber der Fürst schaffte mit ungeheuern Kosten ganze Schichten guter Erde herbei und schuf so eine durch Spreekanäle wohlbewässerte Hügellandschaft mit lauschigen Wasserpiegeln und so herrlichen Baumgruppen auf grünem Grasgrunde, daß Branitz noch jetzt als ein unübertroffenes Muster des freien, unabhängigen Gartenstils gilt. Aber Fürst Bückler-Muskau war nicht nur ein Gartenkünstler, sondern auch ein viel- und weitgereister Mann und als solcher auch ein vielgelesener Schriftsteller jungdeutscher Richtung, der mit der scharfen Beobachtungsgabe des weltbefahrenen Reisenden den oft höhnischen, oft resignierten Ton der Gesellschaft des ancien régime, der letzten Vertreter des Kosoko, sagen wir des Prinzen Heinrich von Preußen, verband. Ein gewisses Kosettieren mit dem Tode ist dieser Richtung eigen. Das erste größere Werk des Fürsten Bückler-Muskau trägt den Titel: „Briefe eines Verstorbenen,“ das zweite: „Tutti Frutti aus den Papieren eines Verstorbenen.“ Seine Gemahlin, eine Tochter des Kanzlers Hardenberg, hat er auf einer kleinen Insel eines Sees des Branitzer Parks unter Trauerbirken begraben und ihrem Gedächtnis eine vom Wasser umspülte, rasenbewachsne Erdpyramide errichtet, zu der viele Stufen emporführen. Unter einer andern Pyramide, der ersten gegenüber, ruht er selbst; sie ist bekrönt durch einen eisernen Umgang mit der aus dem Metall geschnittenen charakteristischen Inschrift: „Gräber sind die Bergspitzen einer fernen, neuen Welt.“ Diese ägyptisierenden Pyramiden und diese Inschrift riefen mir einen andern geistreichen, bald schwärmenden, bald spöttelnden Weltreisenden ins Gedächtnis: den römischen Kaiser Hadrian, der sich, nachdem er fast alle Provinzen seines ungeheuern Reichs durchwandert hatte, am Tiber selbst sein Grabmal emportürmen ließ und die wichtigsten Erinnerungen von seinen Reisen in der großartigen Villa von Tivoli am Anio nachbildend verkörperte: das Tal Tempe, das Prytaneion von Athen, den Serapistempel von Canopus u. a. Auch Hadrian war der Vertreter einer untergehenden Zeit, voll von Weltsehmerz, voll von Todessehnsucht und Todesfurcht zugleich: er starb mit der bangen Frage auf den Lippen:

O süßes, ruheloses Seelchen,
Des Körpers gastliche Genossin nur,
An welchen Ort wirst du nun kommen
So bleich und nackt und starr vom Froste
Und ohne die gewohnten Scherze?

Der antike und der moderne Weltreisende waren wohl beide gleichweit von den Tröstungen entfernt, die dem gläubigen Christen die letzten Stunden erleichtern, aber sehr verschieden sind die Maße ihrer Schöpfungen; hier Gigantenwerk und dort Maulwurfsarbeit: die Moles Hadriani in Rom schaut noch heute als Engelsburg nach einer unvergleichlichen Geschichte auf das Volksgetümmel am Tiber in ungebrochener Kraft hernieder, und die Ruinen der Hadriansvilla in Tibur, fünf Kilometer im Umfange, erfüllen noch heute den nordischen Wanderer mit Bewunderung vor der Majestät ihres interessanten Bauherrn, aber in Brantiz schlingt der gierige Sand allmählich den darübergeschütteten guten Boden ein, und ob die Grabpyramiden des Fürstenpaares noch ein Jahrhundert erleben werden, ist mir zweifelhaft.

Die kürzeste Straße von Kottbus zur Oder führt über Peitz und Tauer nach Guben im Tal der Neiße. Peitz, das lausitzische Mantua, hat nur als Festung eine Geschichte. Schon früh muß in Peitz ein festes Schloß gestanden haben, das in den Kämpfen der Landesherrschaft gegen den auffälligen Adel eine Rolle spielt. Im Jahre 1357 zum Beispiel schließen die Herren Hannus und Hartmann Mager auf Peitz nach langem Kampfe mit den wettinischen Markgrafen Friedrich dem Strengen und Balthasar Frieden und geloben, daz wir in [ihnen] mit unser vesten der Pyczen getrulichem beholfen sin sullen eweglichen . . und in mit derselben unser vesten gewarten und in die offenen sullen und wollen zcu allen iren nöten, geschefden und begerungin, wenne und wye dicke sie des bedurffen oder an uns müten, ane allen vorzocg, hinderniz und widerrede. Zehn Jahre später, als Herzog Bolko von Schweidnitz Landesherr ist, wird ein Cuncze Son burggrave zur Pycze von dez herczogen wegen erwähnt. Eine größere Rolle begann Peitz erst zu spielen, als der Markgraf Hans von Küstrin, der jüngere Sohn Joachims des Ersten von Brandenburg, Herr der Neumark und des Kottbusser Kreises (1535 bis 1571), um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts den Plan faßte, diesem rings von habsburgischem Gebiet umgebenen Ländchen ein Bollwerk zu schaffen: er wählte dazu das mitten zwischen Sümpfen und Seen am Ostrande des Spreemals gelegne Peitz, das in den Jahren 1559 bis 1562 zu einer für jene Zeit stattlichen Festung ausgebaut wurde. Sie wurde sehr wertvoll während der Räte des Dreißigjährigen Kriegs. Im Oktober 1636 ritt der unglückliche brandenburgische Kurfürst Georg Wilhelm an der Spitze seiner Leibeskadron hier ein, um vor den siegreichen Schweden Zuflucht zu suchen, neben ihm der Graf Adam Schwarzenberg, der damals die brandenburgische Politik ganz im habsburgischen Interesse lenkte, und der Oberstleutnant von Moschow, der später (1640) dem jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Eid nicht leisten wollte, ehe ihn der Kaiser von seinem Eide entbunden habe. Die kleine Lausitzer Festung war damals längere Zeit der Sitz der brandenburgischen Regierungsbehörden — das Schicksalschiff des Kurfürstentums war der Strandung nahe, ehe „der neue Herr“ mit rüstigem Arm das Steuer ergriff. Später hat Peitz besonders die Rolle eines Gefängnisses für politische Verbrecher gespielt. Hier saß der trotzigste Königsberger Schöffenmeister Rohde im Kerker, der im Namen der Stadt 1662 an den frühern Oberlehnsherrn Preußens, an den Polenkönig geschickt, erklärt hatte: „Die Königsberger wollten lieber dem Teufel untertänig sein, als länger unter dem Drucke der vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm verfügten Verfassung leben“; er büßte seine Verwegenheit mit der Verurteilung zum Tode, doch wurde das Urteil nicht vollstreckt, sondern er blieb bis an sein Ende (1678) Festungsgefangener in Peitz. Dann war von 1697 bis 1707 der ehemalige Erzieher und Minister Friedrichs des Dritten, Eberhard von Dandellmann, der besonders durch die Intriguen seines Nachfolgers, des Oberkammerers von Kolbe, Grafen von Wartenberg, gestürzt worden war, Staatsgefangener in Peitz. Seine Familie teilte seine Haft, bis ihm endlich die Übersiedlung nach Kottbus erlaubt wurde.

Im Siebenjährigen Kriege verlor Peitz den im Dreißigjährigen Kriege behaupteten Ruhm der Aneinnehmbarkeit: es wurde zweimal von den Österreichern

und ihren Bundesgenossen erobert. Friedrich der Große hat deshalb nach dem Frieden die Festungswerke schleifen lassen.

Wenig Kilometer östlich von Peitz trennt ein Höhenzug die etwas oberhalb ziemlich benachbarten Flüsse Mulde und Neiße: jene wendet sich zur Spree, diese zur Oder; wir überschreiten also hier eine Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee. Ehe die Neiße die Oder erreicht, nimmt sie, etwa fünfundzwanzig Kilometer nordöstlich von Peitz, die von Sommerfeld herkommende Lubis auf. Von da an ist die Neiße bis zu ihrer Einmündung in die Oder schiffbar. An so bevorzugter Stelle mußte frühzeitig ein wichtiger Handelsplatz entstehen: das ist Guben (guba wendisch = Mündung, russisch = Hafen). Der Ort war sicherlich schon in den polnisch-deutschen Kämpfen des elften Jahrhunderts von Bedeutung; 1235 erhielt er von dem Wettiner Heinrich dem Erlauchten das magdeburgische Stadtrecht. Ein Jahrhundert später, als die Wettiner wieder einmal (1350 bis 1364) Landesherren der Lausitz waren, beherbergte Guben außer den Zünften schon ein selbstbewußtes Patriziat und machte bei den Streitigkeiten um die Herrschaft im Lande seine Stimme geltend. Die Herren von Budissin, von Stradow, von Lieberose, die Rache, Biegenfras, Tzilo, die mit den Einkünften der Judenhöfe, mit der Münze, mit ganzen Dörfern belehnt werden, saßen als Bürger zu Guben; Männer aus diesen Familien erscheinen aber auch, wie die gleichzeitigen Ahnen Bismarcks, Ruland und Claus, Bürger von Stendal, im brandenburgischen Hof- und Verwaltungsdienste eine wichtige Rolle zu spielen, als Bankiers und Räte der Landesherren der Niederlausitz. Der Reichtum dieser Geschlechter war wohl durch gewinnbringenden Handel auf der Oder und der Weichsel begründet worden. Auf diesem Gebiete wird Guben freilich bald durch Frankfurt an der Oder überflügelt. Aber noch 1359 haben die Brandenburger und die Wettiner auf einer Verhandlung in Züterbog die Privilegien der Gubener bestätigt. Später hat auch Karl der Vierte öfters in Guben gewilt, und der dortige Zoll war so bedeutend, daß Markgraf Joß 1401 daraus jährlich 100 Schock böhmische Groschen für ein Darlehen von 2000 Schock verpfänden konnte, das er von dem Wettiner Wilhelm dem Ersten erhalten hatte.

Im Jahre 1526 kamen die Lausitzen mit Böhmen, Schlesien und Mähren an das Haus Habsburg; trotzdem fand bei der Wurzelschwäche des österreichischen Regiments die Reformation in Guben leicht Eingang. Das Gubener Jungfrauenkloster wurde 1563 säkularisiert, und 1580 wurden darin königlich böhmische Salzsiedewerke errichtet, in denen man portugiesische und spanische Baisalze verarbeitete, die von Stettin her auf dem Wasserwege nach Guben gelangten. Dann kam während des Dreißigjährigen Krieges das kursächsische und seit 1815 das preussische Regiment. Guben hatte damals 6000 Einwohner; heute ist es die zweite Stadt der Niederlausitz mit mehr als 30000 Einwohnern. Es wird von allen Niederlausitzern mit Stolz genannt. „Guben ist unser Paradies,“ sagte man uns schon in Forst und in Pforten. Wir waren nämlich nicht auf dem nächsten Wege von der Spree her ins Reizetal gefahren, sondern hatten den Brühlischen Schlössern zuliebe den Umweg über die genannten Städte gewählt. Unsere Erwartungen erfüllten sich. Als wir von Süden her aus den die Lubis begleitenden Wäldern ins offene Land kamen, sahen wir Guben mit seinen zahlreichen Türmen an einer wohlangebauten Hügelkette liegen, die wir der Niederlausitz nie zugetraut hätten. Winzerhäuser und Villen stehn am obern Rande, Weinberge, Saatsfelder und Fruchtgärten ziehn sich von ihnen in schimmernden Streifen zur Flußniederung herab. Das Ganze erinnert an das elbische Fruchtgelände zwischen Lischwitz und Wachwitz, nur sind die Verhältnisse kleiner. Auch in Guben ist der Weinbau zurückgegangen, aber einst war er von großer Bedeutung. Die Sage meldet, der Wettiner Konrad der Große, seit 1136 auch Markgraf der Lausitzen, habe den Weinbau hier eingeführt. Ein Hauptabnehmer in alter Zeit war das Ordensland Preußen: die Stadtrechnungen von Elbing beweisen, daß dort die Hochmeister 1412 und 1413 mit Gubener Wein bewirtet wurden, der meist von Johannes Birzmede in Guben bezogen war.

Auch die Rechnungen der Küchenmeister der Mecklenburger Herzöge von 1538 bis 1624 beweisen, daß in jenen Zeiten fast alljährlich dreißig Fuder und mehr Gubener Wein auf dem Wasserwege über Stettin in die herzoglichen Kellereien verfrachtet wurden. Noch 1816 schreibt das Schumannsche Lexikon: „Gegenwärtig erbaut man fast ausschließlich roten Wein, der dem Burgunder nicht nur an Farbe, sondern, wenn er einige Zeit gelegen hat, auch an Geschmack gleichkommt und deshalb sehr geschätzt wird. Er gerät fast jedes Jahr, und in einer Reihe von fünfzig Jahren ist er kaum zweimal so schlecht ausgefallen, daß man ihn nicht hätte trinken können . . . der höchste Jahresertrag auf dem Stadtgebiete war 4583 Eimer.“ Neuerdings ist in Guben mehr und mehr der Anbau von edelm Obst und von Gemüsen an Stelle des Weinbaus getreten. Wir trafen hier schon in der ersten Hälfte des Aprils die Pfirsiche und Reineclauden in voller Blüte und ließen uns erzählen, daß im Sommer der Salat lorweise nach Berlin verfrachtet würde.

Auch an Bauwerken bietet Guben manches Interessante. Der weithin sichtbare Mittelpunkt der Stadt, ist eine gewaltige Backsteinkirche; ihrem vielstöckigen roten Turme fehlt die krönende Spitzhaube, dafür steht ein festes Renaissance-türmchen auf der breiten Plattform, das sich wie eine Schildwache ausnimmt. Dicht neben der Kirche erhebt sich das vielgieblige, zierliche Rathaus mit schlankem Turm und der schöne gotische Zweikaiserbrunnen, dem Gedächtnis Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Dritten geweiht. Hinter dem Brunnen ist an der Wand der Kirche eine Gedächtnistafel für den geistlichen Sänger Johann Frank (1618 bis 1677) angebracht, der in kurfürstlicher Zeit in Guben Bürgermeister war. Sein Abendmahlslied „Schmücke dich, du liebe Seele“ lebt noch in den Herzen von Millionen evangelischer Christen, während die Gedichte eines andern Poeten dieser Gegend, des Christoph Otto von Schönaich aus Amtitz an der Lubitz, den Gottsched 1752 in Leipzig zum Dichter krönen ließ, nur noch ein literarisches Interesse haben.

Ein schönes Bild der Stadt hat man von der Mitte der Reißbrücke. Die Reiß ist hier schon ein breiter und mächtiger Fluß, der schäumend und tosend von zwei Wehren niederstürzt; am Nordende der Stadt wird er durch Aufnahme der Lubitz schiffbar. Bei gutem Wasserstande können sogar größere ODERDAMPFER bis in den Gubener Hafen heraufkommen. Auf einer grünen Insel nahe bei der Lubitzmündung liegt das schöne Schauspielhaus; wenn darin Goethes „Iphigenie“ über die Bretter geht, wird man wohl daran denken, daß die erste Trägerin dieser Rolle, seine schöne und ideal gesinnte Freundin Corona Schröter, 1751 in Guben als Tochter eines Musikers geboren war. Weiter abwärts am Flusse liegen zahlreiche anmutige Landhäuser. Überhaupt ist Guben, wenn man von dem eng zusammengedrängten innersten Kern abieht, eine Garten- und Wasserstadt; überall sieht man zwischen den Häusern der Vorstädte junges Grün, überall malerische Prospekte an den Flußufern und nach den Fruchthügeln hin. Leider konnten wir nicht allzu lange in diesen anmutigen Gefilden verweilen, weil wir noch bei guter Zeit die Oder selbst erreichen wollten.

Wir fuhren am linken Rande der Reußeniederung hin nach Wellmitz und von da nach Ragdorf. Als wir aus der mit niedrigen Häusern eingefassten Dorfgasse hinunter an den Gasthof zum Anker kamen, sahen wir die Oder zum erstenmal vor uns und waren erstaunt, wie sehr sie in bezug auf Wasserfarbe, Größe und Gestaltung der Ufer unsrer heimischen Elbe ähnelt. Weidengebüsch, aus dem die Riebitze aufflogen, begleitet die Ufer, die durch rechtwinklig zur Stromrichtung laufende Buhnen gestützt sind; daselbe „Holüber“ wie in Sachsen ruft auch hier den Fährmann herbei; bald knirscht sein Boot auf dem groben Sande, wir steigen ein, und es trägt uns sanft hinüber ans rechte Ufer, wo hinter einem breiten Gürtel von weidenbewachsenem Geröll ein ziemlich hoher Erddamm und dahinter die bescheidenen Gehöfte des Rossätendorfes Schiedlo liegen. Aus den Stroh- und Ziegeldächern erhebt sich breit der holzverkleidete Turm der alten Fachwerk-

kirche mit seiner spitzen Schieferhaube, auf der der stark verbogne kupferne Turmknopf mit einer kupfernen Wetterspitze nicht gerade hoffnungsfreudig in die kühle Aprilluft emporstaut.

Schiedlo hat eine noch ungeschriebne bedeutende Geschichte. Es ist sicherlich einer der ersten Punkte gewesen, wenn nicht überhaupt der erste, den die Deutschen jenseits der Oder in Besitz genommen haben. An dieser Stelle, zu der die gegenüber mündende Neiße den Weg zeigte und keinerlei natürliches Hindernis den Flußübergang erschwerte, fluteten die polnischen und die deutschen Heere über den Strom als Sieger und Besiegte, hierher kamen die ersten wohl von Magdeburg ausgegangnen Sendboten des Christentums, hier erwuchsen die ersten schüchternen Anfänge ostoderischen Deutschtums. Der Ort bietet außer einem bequemen Zugang zur Oderfähre auch eine gewisse Sicherheit, weil er wie eine Halbinsel auf drei Seiten von der Oder umflossen wird. Bei der Trümmerhaftigkeit der Überlieferung können wir deutsche Vasallen der schlesischen Herzöge in Schiedlo allerdings nicht weit über das Jahr 1229 rückwärts nachweisen, aber vermutlich ist doch schon im Übergang vom zwölften zum dreizehnten Jahrhundert in Schiedlo eine deutsche Burg an Stelle der alten polnischen Kastellanei getreten, und um dieselbe Zeit ist wohl auch bereits die dem heiligen Georg, dem Schutzpatron der Reisenden und Kaufleute, geweihte Kirche erbaut worden. Außer dem Herzoge von Schlesien scheint aber auch der Bischof von Lebus — dieses Bistum ist 1133 gegründet — eine Lehnshoheit über das Gebiet von Schiedlo ausgeübt zu haben. Denn 1241 bestätigt Bischof Heinrich von Lebus den Tempelherren den Zins von den hundert Hufen im Gebiete des Schlosses Schiedlo, den ihnen der Herzog von Schlesien geschenkt hat.

Um diese Zeit war aber auch schon ein Wettiner am linken Oderufer auf dem Posten und spähte aufmerksam ostwärts über den Strom, um den meißnischen Löwen womöglich noch weiter ins polnische Gebiet hineinzutragen. Das war Markgraf Heinrich der Erlauchte, eins der edelsten Reiser, die der ehrwürdige Stamm Wettin getrieben hat. Zwar Franz Xaver Wegele, der bekannte Geschichtschreiber Friedrichs des Freidigen, hebt einen Satz der *Annales Veterocellenses* hervor, die Heinrich als *princeps pacis, cantus, sapiens* nach dem Wahlspruch handeln lassen: *No transgrediaris ambitione terminos patrum tuorum* und meint, Heinrich der Erlauchte könne nicht eine hochstrebende Persönlichkeit genannt werden, er habe es immer geliebt, sich auf einer bestimmten mittlern Linie zu halten; in seiner Stellung zu den großen politischen Fragen seiner Zeit habe er sich mehr treiben lassen, als daß er je eine entschlossene Initiative ergriffen hätte. Dieses Urteil besteht für die mittlern und die höhern Jahre des Fürsten gewiß zu Recht, aber nicht für seine Jugend und sein erstes Mannesalter.

Im Jahre 1237 sehen wir den einundzwanzigjährigen Markgrafen an der Spitze von fünfhundert Vasallen im Bunde mit dem Deutschordensmeister Hermann von Salza im fernen Preußenlande Krieg führen; sogar zwei Kriegsschiffe „Wigram“ und „Friedli“ läßt er bauen, ebenso die festen Burgen Elbing und Balga am Frischen Haff, von der noch heute Ruinen übrig sind. Auch bemannte er diese Burgen mit Rittern und Knechten, die er aus der Heimat mitgebracht hatte: die Folge davon war ein lebhafter Verkehr zwischen den wettinischen Landen und dem Ordensgebiete. In den folgenden Jahren kämpft Markgraf Heinrich um Mittenwalde und Köpenick, einst Teile der Lausitz, mit den brandenburgischen Askaniern, er wird aber besiegt. Seit 1247 nimmt der thüringische Erbstreit seine Kraft vorzugsweise in Anspruch, aber noch immer wendet er auch den Verhältnissen an der Oder ein großes Interesse zu. Am 20. April 1249 besuchte ihn in Meißen Herzog Heinrich von Schlesien und erlangte von ihm die Zusage kriegerischer Hilfe gegen Boleslav, einen Bruder des schlesischen Herzogs; dafür bedingt sich der Markgraf entweder Stadt, Burg und Land Krossen oder das ganze Land zwischen Queis und Bober bis zum böhmischen Grenzwalde und endlich das Schloß Schiedlo aus.

Dieses muß in der Tat bald darauf in seinen Besitz übergegangen sein, denn er macht am 20. Oktober 1253 der Sankt Georgenkirche zu Schiedlo eine bedeutende Stiftung. In derselben Zeit, um 1250, gründet er etwas abwärts von Schiedlo auf dem linken Oderufer die Stadt Fürstenberg, deren Name an das von Ottokar von Böhmen 1255 gegründete Königsberg in Ostpreußen erinnert; schon fünfzehn Jahre früher hatte Heinrich dem durch die Reize mit der Oder verbundenen Hagen Guben das Stadtrecht verliehen (s. o. S. 289). Hält man das alles zusammen, so hat man den Eindruck, daß Heinrich der Erlauchte entschlossen war, sich an der Strecke der mittlern Oder, die der polnisch-deutsche Verkehr und der Handel mit dem aufstrebenden weichselländischen Ordensgebiete zu überschreiten pflegte, eine gesicherte, auch auf das rechte, polnische Ufer hinübergreifende Stellung zu schaffen.

Schiedlo konnte der Ausgangspunkt einer weiter nach Osten gerichteten Eroberung werden. Aber in den Jahren 1256 bis 1264 wurde Heinrich durch die Entwicklung des Erbstreits in Thüringen gezwungen, seine Hauptmacht dorthin zu werfen. Und als er sich endlich das schöne Land durch den Frieden gesichert hatte, war es für eine ungehinderte Ausbreitung der wettinischen Macht nach Osten zu spät: denn unterdes hatten die mächtig ausgreifenden Askanner Otto und Johann von Brandenburg 1260 die Neumark, das Bistum Lebus und das Land Sternberg erworben und damit das wettinische Gebiet nach Nordosten zu umklammert. Noch blieb der Weg über Krossen nach Osten frei, wenn nur Heinrich der Erlauchte nicht eben damals schon die ersten Anzeichen von Regierungsmüdigkeit gegeben hätte, indem er den größten Teil seiner Länder den Söhnen überließ.

Zimmerhin geschah noch manches zum Ausbau der wettinischen Stellung an der Oder: 1268 stiftete Heinrich selbst das wichtige Zisterzienserkloster Neuzelle, wenige Kilometer westlich von Schiedlo auf dem linken Ufer der Oder, die nördlichste kirchliche Gründung der Wettiner. Seinen Sohn Dietrich von Landsberg finden wir 1272 im Ordenslande, wo er nach dem Beispiel des Vaters Krieg führt und wettinische Vasallen zurückläßt. Dietrich war kurz vor seinem Tode im Winter 1284/85 in Schlesien, wo er seine Tochter Gertrud mit dem Herzoge Bolko dem Ersten von Schweidnitz verlobte. Auch Albrecht der Entartete vermählte seinen Sohn Heinrich mit einer polnischen Prinzessin, mit Hedwig, der Tochter Heinrichs des Dritten von Breslau, und der Sohn aus dieser Ehe Friedrich (geb. 1273) ging 1283 nach Schlesien zu seinem Oheim Heinrich dem Vierten, der ihm 1290 bei seinem Tode durch Tausch das Land Krossen verschaffen wollte. Doch dieses wichtigen Landes bemächtigte sich bald nach 1300 der Markgraf Waldemar von Brandenburg, und die Wettiner, in den alten Erblanden von den damaligen Kaisern schwer bedroht, waren nicht imstande, sich des ländlichen Vetteres anzunehmen. Im Jahre 1301 kommt das Castrum Schedelowe (Schiedlo) noch einmal in einer Urkunde Diezmanns vor, dann aber sah sich dieser 1303/04 gezwungen, die ganze Niederlausitz, den ältesten Besitz seines Hauses, an den gewaltig aufstrebenden Waldemar von Brandenburg zu verkaufen.

Zwar hat es auch im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nicht an Plänen der Wettiner gefehlt, die Niederlausitz wieder zu erwerben oder Teile Schlesiens zu gewinnen, aber weder das Jahrzehnt wettinischer Pfandherrschaft in der Niederlausitz unter Friedrich dem Strengen und seinen Brüdern (1353 bis 1364), noch die Erwerbung des Fürstentums Sagan und der biebersteinischen Gebiete unter den Brüdern Ernst und Albrecht führte zu einem dauernden Besitze. So verschwindet der Name Schiedlo wieder auf Jahrhunderte aus den wettinischen Urkunden; aber ein großer Gewinn aus dem Zeitalter Heinrichs des Erlauchten blieb doch zurück: der rege Handelsverkehr zwischen den wettinischen Ursitzen der Kultur und den östlichen und nördlichen Kolonialländern. Wie die sächsischen Fürsten und Städte während des ganzen fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts auf das eifrigste bemüht waren, die Privilegien der „hohen Straße“ zu schützen,

die in verschiedenen Zweigen aus dem Ordensgebiete und dem innern Polen an die Oder, insbesondere nach Breslau und von da durch die Sechsstädte über Großenhain, Dresden, Freiberg, Zwickau nach Nürnberg, oder über Oschatz, Grimma, Leipzig nach Thüringen und durch Hessen nach Frankfurt am Main führte, das ist in einem frühern Aufsatze dargestellt worden (1903, I, S. 153 f.).

In der Tat bildeten während des schwachen Regiments der spätern Luxemburger und der Jagellonen die Lausitzen, Schlesien und Polen mit den wettinischen Ländern ein großes, zusammenhängendes Wirtschaftsgebiet. Erst das nach dem Schmalkaldischen Kriege erstarkende böhmische Königtum der Habsburger hat dieses für das Kurfürstentum Sachsen überaus gewinnbringende Verhältnis durch hohe Durchgangszölle in Schlesien und in der Lausitz zu zerreißen gesucht. Deshalb wendet sich die wettinische Politik, die sich längere Zeit in einem westlichen Kurs versucht hatte (Mülich, Kleve, Berg) mit Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wieder mehr in ein östliches Fahrwasser. Im Prager Frieden 1635 werden die Lausitzen erworben, sechzig Jahre später wird August der Starke zum König von Polen gekrönt.

(Schluß folgt)



Die Klabunkerstraße

Roman von Charlotte Niese

(Fortsetzung)

8



ie Baronin Dolo Wolfenradt besuchte fast alljährlich das Kloster Wittekind. Nicht allein um sich nach ihrer Schwägerin Asta umzusehen, die ja erst seit wenig Jahren ihren Stiftsplatz eingenommen hatte, sondern um vor allen Dingen ihre Großtante, Fräulein Amalie von Werkentin, zu besuchen. Sie war die einzige nähere Verwandte dieser alten Dame und hielt es für ihre Pflicht, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Allerdings kam noch der Umstand hinzu, daß Fräulein von Werkentin wohlhabend, und die Baronin Dolo immer in Geldverlegenheit war, daß es also für sie von Interesse war, von der alten Dame nicht ganz vergessen zu werden. Davon aber wurde natürlich nicht gesprochen.

Asta stand sich mit ihrer Schwägerin recht gut. Baronin Dolo war ein Weltkind, das alle Dinge von dem Standpunkt eines gewissen Gleichmuts beurteilte und deshalb manche Eigenschaften der Schwägerin nicht recht begreifen konnte. Aber ihr Grundsatz war, alle Dinge leicht zu nehmen und sich womöglich niemals aufzuregen. So kam sie mit allen Leuten gut aus. Früher hatte sie bei ihren Klosterbesuchen im Fremdenzimmer ihrer Tante gewohnt, seit aber Fräulein von Werkentin ein Faktotum in ihre Dienste genommen hatte, das Auguste hieß, sehr tüchtig und treu war und ihre Herrin mit starker Hand regierte, seit dieser Zeit wurden in der Fremdenstube allerlei Vorräte aufbewahrt, und für Logierbesuch war kein Platz mehr.

Es war gut, daß Asta jetzt im Kloster wohnte und sogar zwei Betten in ihrem Gastzimmer hatte, denn in diesem Jahre kam die Baronin mit Elsie, ihrer ältesten, dreizehnjährigen Tochter.

Auch Asta gehörte zu den Damen, die einem Hausbesuch nicht ohne Schrecken entgegensehen; als sie aber am nächsten Morgen nach der Ankunft ihrer Verwandten mit ihnen beim Kaffee saß, hatte sie fast ein Gefühl der Erleichterung. Sie hatte sich in der letzten Zeit innerlich zerquält und zerärgert; Betty Eberstein